

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 324.

Samstag, 26. November

1932.



Vin Brautkron

Ein Roman von Elfe Sparwasser.

10. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Da war mit einemmal seine Kehle frei von der würgenden Faust.

Der Fluch . . . , stammelte er: „Der Fluch auf Heiligentreu! Mißwachs und Feuersnot . . . Hagel-schlag und Verbrehen . . . Verzweiflung und Frauen-schande . . .“

Ihre kalten, strengen Augen schlugen ihn von neuem in Bann: „Heiligentreu trägt seine Strafe für den Frevel, den einer unter Euch mir angetan. Einst aber kommt die Stunde, da wird das verstockte Herz des Sünders von einem feurigen Schwert getroffen. Dann bringt er mir meine Krone wieder und schreit zu meinen Füßen um Gnade. Solange muß ich wartend am Feldweg stehen . . . Johannes Durlacher . . . hörst du mich?“

Der Pfarrer fuhr aus den Rissen empor und schaute verwirrt um sich. Vor dem Hausaltar war die ewige Lampe erloschen. Der Raum lag in tiefer Finsternis. Eine Uhr im Haus schlug schnarrend die vierte Morgenstunde. Im Hühnerhof des Küsters krächte der Hahn.

*

Juliane Krombacher stand wartend hinter den Weißdornhecken und schaute den Weg entlang, der an sprossendem Saatsfeld vorbei hinüber zum Schulhaus führte. Es war Frühling. Die Birken schwenkten ihre grünschimmernden Knospenzweige im Wind, und die hellgrünen Blattbüschel der Kastanien plakten aus braunglänzenden Hüllen.

Juliane strich sich das Haar aus der Stirn. Föhnwind summt über die Felder. Über den hellen Himmel hin trieben weiße Wollenberge. Am fernen Horizont stand scharf umrissen der blaue Wald.

Der Weg war still und menschenleer. Von dem großen Nußbaum herab rief hell und eintönig ein Fink. Weit drüben führte der Großknecht Jakob den Pflug über den Acker vom Erbhof. Im Schulhaus schrillte durchdringend die Mittagsglocke.

Schluß. Juliane fühlte ein leises, schmerzhaftes Ziehen in der Herzgegend. Ihre Hand zupfte ordnend das schädige Brusttuch zurecht. Langsam, scheinbar zufällig, ging sie den Weg entlang.

Aus dem Schulhaus wälzte sich mit großem Geschrei der Nachwuchs von Heiligentreu. Schiefertafeln klap-

perten . . . Schulranzen flogen zur Erde . . . im Nu war um ein Nichts die leidenschaftlichste Holzerei im Gange. Alles, was Hosen trug, beteiligte sich aktiv. Die Mädels hielten sich furchtsam zurück oder standen in zitternder Lust dabei. Sie entfachten immer wieder den Kampf durch hegende Zurufe oder schrien um die Wette.

Eine nur löste sich still aus dem brüllenden Chaos und trabte verständlich ihren Weg. Sie war braun von Wetter und Wind, trug die dicken, dunklen Haare in zwei feste Zöpfe gedreht und hatte die staahlblauen Augen des seligen Erbhofbauern unter der geraden Stirne. Sie trug die sauber gewaschene Schiefertafel unter dem Arm und zitterte leise in ihrem ausgewachsenen, fadendünnen Kleidchen. Denn der fausende Wind sprang wie besessen von allen Seiten heran, und die kleinen, nackten Füße standen leicht gerötet von Kälte im Straßentaub. Juliane sah dies alles mit raschem Blick, und der bohrende Schmerz an ihrem Herzen wurde stärker. Sie lächelte mit krampfartigen Lippen auf das Kind herab:

„Bist du heute fleißig gewesen, Christel?“

Das Kind blieb stehen, nickte strahlend und holte ein buntes Heiligenbild aus der Bibel: „Das hat mir heute der Herr Pfarrer geschenkt, weil ich schon drei Tage am Besten gelernt habe!“

Auf dem kleinen Bild drängte sich eine Gruppe jublierender Engel in langen, weißen Gewändern. Ihre großen Flügel glitzerten von Silberstaub. Juliane warf einen kurzen Blick in das beseligte Kindergesicht, lehnte sich in das Gras am Wegrain und beteuerte:

„Ich hab' mein Lebtage noch nicht so was Schönes gesehen, kannst mir's glauben, Christel!“

Das Kind lehnte an ihrer Seite, schaute mit auf das Bild und zitterte vor Wonne und Kälte. Juliane schob leise ihr Brusttuch über die mageren Schultern des Mädchens und streichelte zaghaft die Zöpfe, die sachlich nebeneinander über den schmalen Rücken hingen:

„Bist wohl oft so fleißig?“

Das Kind spielte verlegen mit dem Schürzenband: „Der Herr Pfarrer hat gestern zu mir gesagt, ich wär' ein braves Mädel . . .“

Juliane sah wie gebannt in die jungen, strahlenden Augen und zog das Kind leise zu sich heran:

„Soll ich deiner Puppe ein Kleid nähen?“

Über das kleine Gesicht ging ein keiser Schatten: „Ich hab' schon lang' keine Puppe mehr!“

„Ach!“, bedauerte Juliane: „Hast du sie kaputt gemacht?“

Das Kind sah zur Erde: „Ich nicht! Die Susanne!“
Juliane lächelte mit krampfigen Lippen: „Schad' nix, Christel, ich neh' dir neue Kissen in dein Puppenbett.“

Der dunkle Kopf senkte sich tief auf den Schürzen-lag: „Das Bettchen . . . da wiegt halt die Susanne ihre Puppen drin . . .“

„So schenk' ich deiner Kaze ein neues, rotes Band!“
würgte Juliane hervor.

Da brach das Kind in leidenschaftliches Weinen aus: „Die Kaze . . . meine Kaze . . . hat die Bäuerin . . . ertränkt . . .“

Juliane sah regungslos und starrte in die Luft. Das Kind hörte plötzlich auf zu weinen und wischte sich erschrocken, wie auf böser Tat ertappt, die Tränen vom Gesicht. Juliane verkrampfte die Hände auf ihren Knien und fragte stoßend:

„Es ist wohl nit schön auf dem Erbhof?“

Ein kleiner Vogel flatterte unbeholfen über den Weg und setzte sich dicht vor die Füße der Christel. Das Kind trat behutsam vor dem verängstigten Tierchen zurück und sagte:

„Wenn ich schlaf, ist's halt am schönsten.“

„Wenn du schläfst?“

„Ja! Da kommt immer meine Mutter zu mir und lacht mit mir.“

Auf das Herz der Juliane fiel ein dumpfer Faustschlag. Sie schloß einen Atemzug lang betäubt die Augen und fragte mit weißen Lippen:

„Deine Mutter? Wo kommt die denn her?“

„Aus dem Himmel“, sagte das Kind: „Da wohnt sie mit meinem Vater . . . und alle zwei warten auf mich.“

Das Gesicht der Juliane war zur Maske erstarrt: „Wie sieht deine Mutter denn aus?“

Das ernsthafteste, kleine Gesicht veränderte sich völlig in strahlende Berklärung: „Sie ist so schön . . . sie ist viel schöner als du dir denken kannst, Juliane. Sie sieht aus wie ein Engel . . . und hat ein goldenes Kleid an . . . und sagt immer . . . ich soll bald kommen . . .“

„Bald kommen? Wohin sollst du denn kommen?“

„In den Himmel . . . Juliane! Weil's hier unten garnit schön ist. Aber vorher muß man erst sterben. Kannst du mir nit sagen, wie man sterben tut?“

Mit einem wilden Stöhnen warf Juliane die Arme um das Kind und riß es an seine Brust: „Kind . . . Kind . . .“ Sie bedeckte das kleine, erschrockene Gesicht mit heißen Küssen: „Du darfst doch nit sterben . . . Christel . . . und mich ganz allein lassen . . . ich bin doch deine Mutter . . . Christel . . . ich . . .“

Das Kind riß sich aus ihrer Umarmung und sprang entsezt zurück. Juliane streckte flehend die Arme aus nach ihr unter strömenden Tränen:

„Komm her zu mir . . . Kind . . . Komm her zu mir . . . ich bin doch deine Mutter . . .“

Die Christel rührte sich nicht. Verstört . . . mit einem Gemisch von Scheu und Ekel . . . betrachtete sie die weinende Frau im verwahrlosten, dürftigen Kittel. In ihrer einsamen, jungen Seele stürzte eine blühende Traumwelt zusammen. Juliane sah den Ekel und das Entsetzen in dem jungen, weichen Gesicht. Sie fiel in sich zusammen wie vom Blitz erschlagen. In wilder Flucht jagten die nackten Kinderfüße zum Erbhof hinüber.

Mittag war längst vorüber, als Juliane aus ihrer Erstarrung erwachte. Sie raffte sich empor und schlorrte den Steig dahin. Vor der kleinen Kapelle am Feldweg blieb sie stehen und schaute in wildausbrechendem Hasse zu der Madonna empor:

„Du . . . du hast mich damals nit erhört . . . du hast erbarmungslos das alles über mich kommen lassen . . .“

Es war so still ringsum. Auch der kleine Fink auf dem Nußbaum war verstummt. Die heilige Frau trug streng und hoheitsvoll das entweichte Haupt auf dem Nacken. Zu ihren Füßen welkte ein Strauß Anemonen.

Da hob Juliane drohend die Fäuste: „Du hast mich nit gehalten . . . du hast mich ins Elend laufen lassen . . . du . . .“ Sie suchte nach einem Wort. Plötzlich lächelte sie in triumphierender Verachtung in das Gesicht der Madonna: „Du . . . Königin . . . ohne Krone . . .“

Damit wandte sie der Kapelle den Rücken.
Bei der Kirchhofsmauer stand sie ratlos still: „Wohin jetzt? Wohin mit diesem unerträglichen Herzweh . . . ohne Trost . . . und ohne Gott?“

Breit und wuchtig wie eine alte Burg lag drüben der Erbhof in der Sonne. Unter dem Rundbogentor stand die Bäurin in ihrem langen, kaltenreichen Niederrock. Juliane ging wie eine Schlafwandelnde bis hin zu dem Tor.

In den harten Augen der Bäurin glomm der alte, tödliche Haß: „Pack' dich sofort von mei'm Grund und Boden, du Mensch, oder es geht dir schlecht!“

Juliane stand wie ein Pfahl und rührte sich nicht. „Hörst du nix?“ schrie die Bäurin: „Was suchst du überhaupt noch bei mir?“

Juliane hob matt die Hände: „Mein Kind . . . Erbhofsbäurin!“

Die Bäurin lachte schrill: „Bist du verrückt?“

Und Juliane darauf mit klangloser Stimme: „Ich trags nit mehr länger! Erbarm dich . . . Bäurin . . . gib mir das Kind!“

Die Erbhofsbäurin stand sprachlos: Wer hätte das gedacht, daß sie mit dem Bankert ein solches Werkzeug ihrer Rache in Händen hielt? Und daß sie damit nun diesem Weib auf Zins und Zinseszins heimzahlen konnte, daß der Ragerer Franz sich nicht sein Herz abkaufen ließ?

„Du bist eine Mutter . . . Bäurin . . .“, sagte Juliane tonlos: „Gib einer anderen Mutter ihr Kind . . . und ich will vergessen . . . warum ich so tief ins Elend gekommen bin! Gib mir mein Kind . . . und ich will arbeiten . . . daß mir das Blut aus den Nägeln kommt . . .“ Sie stand demütig wie eine Bettlerin. Zwei Tränen rannen langsam über ihr schmales Gesicht: „Und beten lernen will ich wieder . . . Bäurin! Jeden Tag . . . den ich noch lebe . . . will ich beten für dein ewiges Seelenheil . . .“

Die Erbhofsbäurin hob wegwerfend die Hand: „Halt's Maul mit dem Geschwätz! Ich halt' mich an das, was schwarz auf weiß im Heiratsvertrag steht. Die Christel bleibt auf dem Erbhof, bis sie Hochzeit macht. Und damit Schluss!“

„Ich geh' zum Gericht!“ stöhnte Juliane.
Die Bäurin lachte. Ihr rundes, rotes Gesicht strahlte: „Die vom Gericht werde das gleich erlaube, daß das Mädel in die Baracke kommt, wo du Unzucht treibst und der Wind aus alle Ritze bläst . . .“

Juliane war weiß wie ein Leintuch. Ihre Lippen zitterten leise: „Dann schwör' ich beim Franz seiner ewigen Seligkeit, daß nie ein Mann was in mei'm kleine Haus zu tun gehabt hat . . .“

„Erstens glaubt dir das keiner . . . und zweitens wird das Mädel krank in dem kalte Gemäuer da drauße . . .“

Die Christel wird nit frieren . . . Ich halt sie Nacht für Nacht im Arm . . . ich wärme sie mit meinem Blut . . .“
(Fortsetzung folgt.)

Zähne und Zunge.

Die Zähne mahlen, tagaus, tagein
Als Diener der Zunge das Essen klein.

Die Zunge schmeißt und verlangt nach mehr,
Den Zähnen wird oft die Arbeit schwer.

Die Zähne, bescheiden, diszipliniert,
Schnattern nur manchmal, wenn es mich friert.

Die Zunge, schwachhaft und unbedacht,
Hat mir schon vielen Ärger gebracht.

Die Zähne selbst packt oft eine But:
Sie beißen die Zunge. Das tut ihr gut!

P u d.

Tag hier das Paradies?

Kalifornische Eindrücke von Heinrich Fraenkel.

Das man Südkalifornien als das wiedergefundene Paradies bezeichnen kann, diese Behauptung läßt sich, sozusagen mathematisch exakt, beweisen. Dazu bedarf es freilich eines kleinen kulturhistorischen Ansatzes. Also bitte Geduld:

Daß, seit Menschengedenken, alle Städte westwärts wachsen, ist eine kulturhistorisch beglaubigte Tatsache, ebenso wie auch alle Völkerwanderungen westwärts zogen, von den Langobarden und Ostgoten bis zu den Auswanderern, die den Sprung übers große Wasser wagten nach dem westlichen „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“, ja bis zur amerikanischen Völkerwanderung selbst, die, Mitte des vorigen Jahrhunderts, die „große Karawane“ westwärts trieb, Neuland zu entdecken in jenem Wunderland Kalifornien, von dessen paradiesischer Fruchtbarkeit die Wundermär bis in den unwirtlichen überdölkerten Osten gedungen war.

Es fährt also, kulturhistorisch gesehen, eine gerade Linie von jenen Hunnen und Ostgoten, die von elementarem Entwicklungsdrang westwärts getrieben wurden, bis zu den amerikanischen Pionieren, die, vor noch nicht hundert Jahren, weder die Einöde der Wüste noch die vergifteten Indianerpfeile fürchteten und, mit unendlicher Mühsal, drei schwere Gebirgsketten überwand, in der unbegreifbaren Sehnsucht nach jenem fernem gelobten Lande des Westens.

Erst seit wenigen Jahrzehnten ist die Erschließung des amerikanischen Westens vollendet. Spricht man heute in Kalifornien von New York oder Boston, so sagt man „The East“, spricht man dort von Kalifornien, so sagt man „The West“, spricht man aber dort von Japan, so sagt man nicht „The West“, sondern „The Orient“. Nach der strengen Logik der Landkarte ein großer Schnitzer. Und doch hat der unerbittliche Sprachgeist Recht, ja er ist hier sogar Dolmetsch eines kühnen und großen Gedankens, nämlich nichts geringeren als daß dort, in Kalifornien, gewissermaßen das „Ende der Welt“ sei, daß dort die seit Jahrtausenden westwärts drängenden Völkerwanderungen das Ziel menschlicher Sehnsucht gefunden, daß dort also das „gelobte Land“ sei, das wiedergefundene Paradies. Quod erat demonstrandum.

Gibt es wirklich kein Flecken Erde, das von der Natur verschwenderischer bedacht, das noch „paradiesischer“ wäre? — Gewiß, es gibt in den Subtropen, noch mehr in den Tropen, Landstriche, über denen der Himmel ebenso wolkenlos blaut, in denen die Vegetation noch üppiger wuchert. Aber es gibt wohl nirgends ein Land, in dem die Natur so vielseitig wie in Kalifornien verschwendet, in dem klimatisch, landschaftlich, vegetativ (und, wenn man will, auch soziologisch), so viele Gegensätze auf so kleinem Gebiet und in solchem Ausmaß vereint sind.

Es gibt da, zweihundertfünfzig Meilen von Los Angeles, einen Ausflugsort namens Long Pine (sämtliche Wildwest-Filme werden dort gedreht), der liegt am Fuße des höchsten Berges von Amerika, des Mount Whitney, der seine mächtige Gletscherkuppe, in ewigem Schnee und Eis, über Mont Blanc's Höhe reckt. Eine halbe Autostunde anderer Richtung von eben jenem Long Pine kommt man ins „Tobestal“, dem (etwas unter dem Meerespiegel gelegenen) tiefsten Punkt Amerikas, und auch die heißeste Gegend der Erde. Im Sommer dorthin zu fahren, wäre sicherer Selbstmord. Im Winter muß man, lächelnd, Wasser mitschleppen, um alle halbe Stunde im kochenden Wagen das Kühlwasser zu erneuern. Steht man zur Mittagsstunde ein Ei in den Sand, so ist es in wenigen Minuten gekocht. Eine Autostunde zurück und man erfrischt sich wieder am Anblick der schneebedeckten Mount-Whitney-Kuppe. — Der höchste und der tiefste, der heißeste und der kälteste Punkt Amerikas unmittelbar benachbart, das ist typisch für Kalifornien. — In Santa Monica, dem schönen Badeort von Los Angeles, kann man, an einem schönen Januartage, ohne besonders abgehärtet zu sein, ein Seebad nehmen; dann steigt man in den Wagen, fährt auf herrlicher Autostraße, in anderthalb Stunden die hundert Kilometer bis San Bernardino, und von dort eine weitere Stunde in die Berge hinauf. Dann wird man schon Schneefetten montieren müssen und nach einer weiteren halben Stunde, in Lake Arrowhead, drei Stunden nach dem Seebad kann man rodeln und Ski fahren.

Ich bin einmal, im November, mittags durch die Mojave-Wüste gefahren, da war es so heiß, daß uns das Kühlwasser kochte. Noch im Luftsturm eines 100-Kilometer-Tempos war die Hitze kaum erträglich. Vier Stunden später, jenseits der kalifornischen Grenze, auf der Höhe der Sierra Nevada, kamen wir durch einen solchen Schneesturm, daß uns der Scheibenwischer an der Windschutzscheibe feststör.

Seebad und Wintersport an einem Tage, romantische Felschluchten und idyllische Meeresstimmungen, einsame Wüste, herrliche Palmen und Cypressenhaine und die schönsten Hochgebirgsmotive, pittoreske Mexicaner. — Neger- und Chinesenviertel und prunkvolle Villenstädte, Wildwestromantik und modernste Großindustrie, Überfluß an Frucht und Blumen, aber auch Öl, Gold und Silber aus derselben unererschöpflichen Erde, und zu alledem noch der Film, eine ganze Stadt, die nur Kullisse ist für

eine Traumwelt, — und all das in einem einzigen Lande, das garnicht sehr groß ist, durchzogen von den herrlichsten Autostraßen, auf denen auch der Ärmste sein eigenes Vehikel fährt, — ist dieses Land Kalifornien vielleicht doch das wiedergefundene Paradies? Nun, ich kenne Menschen, die auch dort nicht überaus glücklich sind. Vielleicht hat unsere verehrte Ur-Mama Eva doch Recht gehabt, als sie von jenem verbotenen Apfel naschte und durch ihre Reugierde ungeahnte Perspektiven erschuf. Vielleicht ist jene Reugierde (mächtigster aller Menschentriebe) wichtiger, vielleicht ist jene Verzeihung aus dem Paradies und die feste Sehnsucht danach besser als jedwede paradiesische Erfüllung. Vielleicht —!

Meine Freundin, die Tarantel.

Giftige Angehener aus der Insektenwelt.

Von H. Brown, London,

Leiter des Insektenhauses im Zoo.

Ich habe 16 Jahre lang die Besucher der Zoologischen Gärten beobachtet und bin zu der Erkenntnis gekommen, daß die Mehrzahl einen angeborenen Abscheu vor Schlangen und Kriechtieren besitzt. Was mich angeht, so habe ich große Furcht vor Schlangen, betrachte dagegen die giftigsten und häßlichsten Kriechtiere beinahe als meine Freunde.

Als ich, vor Jahren, mich zuerst mit der Entomologie beschäftigte, war meine Vorliebe für Insekten bald weithin bekannt. Daher kam es auch, daß ich mich um eine Stellung im Zoo bewarb, sie erhielt und von da an, wie man zu sagen pflegt, „eine gute Zeit hatte“.

Wleich am ersten Morgen führte mich mein Vorgesetzter zu einem Behälter, in dem eine große Vogelspinne saß. Mit ihrem Körper von der Größe einer kleinen Ratte und den langen Beinen hätte sie un schwer einen Teller bedecken können.

„Geben Sie das Tier auf!“ befahl mein Vorgesetzter, als ob es sich um einen Katerlaken handelte.

Mich überließ ein kalter Schauer. Die Spinne besaß zwei hornartige Giftzangen, mit denen sie den Kopf einer Maus wie ein Ei hätte zerquetschen können, und der Biß würde ein Kind, ja einen nicht ganz gesunden Erwachsenen ohne weiteres getötet haben. Ich zögerte kurze Zeit, bückte mich dann aber und hob die Spinne auf. Es war kein angenehmer Augenblick, denn das Tier kannte den Geruch meiner Hand nicht und wollte mit den nabelscharfen Scheren nach mir greifen. Ich brachte es indessen fertig, jede Bewegung zu unterdrücken, und blieb so unverletzt. Seitdem habe ich jede Furcht verloren.

Storpione und Vogelspinnen sind zweifellos die gefährlichsten aller Insekten; ein gewisser Frost liegt indessen darin, daß sie stets in der gleichen Weise angreifen, und zwar nur, wenn sie in die Enge getrieben werden. Sehen sie keinen Ausweg, so kennt ihre Angriffslust keine Grenzen, wie ich schon bald am Beginn meiner Laufbahn erfahren sollte.

Beim Reinigen des Käfigs zweier großer südafrikanischer Storpione trieb ich durch einen Zufall eins der Tiere mit meinem Besen in eine Ecke. Es hatte die Größe eines jungen Hummers, und ein Paar Reißzangen, wie ich sie bei keinem Storpion wieder gesehen habe. Im Handumdrehen war mein Daumen gepackt, der Storpion zischte wie eine Schlange, bog den Schweiß mit dem Giftschüssel zurück und stach tief in mein Fleisch.

Niemand, der nicht Ähnliches durchgemacht hat, kann sich die Qual dieses Augenblicks vorstellen. Wochenlang lag ich mit geschwollenem Arm darnieder. Eigentlich hätte mir der Vorfall eine Lehre sein sollen, aber es war nur der erste von manchen anderen. Ich bin noch häufig von Storpionen gestochen oder von den spitzen Rängen einer Vogelspinne gebissen worden. Weniger kräftige Menschen wären vielleicht daran gestorben, aber mir hat es nie etwas geschadet.

Es gibt gegen Storpionstiche zahlreiche seltsame Heilmittel; das eigenartigste ist wohl der „Haja-el-hajat“ oder Schlangenstein, der heute noch in Arabien und dem Fernen Osten gegen Insekten- und Schlangenbisse Anwendung findet. Er gleicht einem trüben opalisierenden Glas, in dessen Mitte einige schuppenartige Zeichen erkennbar sind. Die Eingeborenen halten diese für wirkliche in das Glas eingebettete Schlangeneier und -schuppen; das bloße Reiben der Wunde mit dem Stein führt nach ihrer Meinung die Heilung herbei.

In einem Falle, dessen Wahrheit ich verbürgen kann, wurde ein Beamter im Irak von einem Storpion tief ins Knie gestochen. Die Sache wäre vielleicht schlimm, womöglich tödlich ausgegangen, hätte nicht ein arabischer Diener geistesgegenwärtig einen Schlangenstein hervorgezogen und die Wunde damit gerieben. Nach fünf Minuten war der Schmerz verschwunden, die Schwellung ging sichtlich zurück, und schließlich ließ sich keine Spur des Stiches mehr bemerken.

Besucher des Insektenhauses wundern sich fast stets, wenn ich ihnen den Käfig mit Taranteln zeige und die Tiere als ver-

hältnismäßig harmlos bezeichnet. Im Volksglauben gilt diese Spinnenart als besonders giftig, während in Wirklichkeit der Stich der Tarantel kaum gefährlicher wirkt als der einer Wespe. Die Tarantel ist nur klein, knapp drei Zentimeter lang, ein wahrer Zwerg neben der riesigen Vogelspinne, deren behaarte Beine so dick wie ein Kinderfinger werden.

In der langen Zeit, da ich mit Insekten zu tun hatte, ist es mir nur einmal begegnet, daß ein Besucher keinerlei Abscheu oder Furcht vor meinen häßlichen Pflegekindern zeigte. Schon als der Mann das erste Mal zu mir kam, fragte er, ob er einen 15 Zentimeter langen Skorpion anfassen dürfe! Ich sah den Kühnen voller Erstaunen an, merkte aber, daß es ihm ernst war, und machte daher keine Einwendungen. Zu meiner Verwunderung stach das Tier nicht. Er kommt nun häufiger, geht mit den todbringenden Geschöpfen wie mit seinen Freunden um und zeigt sie seinen Bekannten.

Die Mehrzahl der Menschen aber legt immer wieder den angeborenen Widerwillen gegen alles Kriechende an den Tag, und die Besucher können sich stets von neuem nicht genug wundern, daß es mir Spaß macht, die kleinen Ungeheuer zu berühren und mich mit ihnen anzufreunden.

Die Mahnung.

Zeitgemäße Geschichte von Jo Hanns Röder.

Lennemann hat Außenstände. Jeder Mensch hat heutzutage Außenstände. Lennemann kann seine Außenstände nicht hereinbekommen. Kein Mensch kann heute seine Außenstände hereinbekommen. Aber man bemüht sich. Schließlich braucht man das Geld. Damals war man froh, daß man wenigstens seine Ware los wurde. Heute wäre man schon froh, wenn man wenigstens die Ware wieder hätte. Denn an Bezahlen ist doch leider jetzt bei den meisten Menschen nicht zu denken. Sie wollen einfach nicht bezahlen. Das wußte auch Lernet Lennemann.

Aber Brunobeier trieb es denn doch zu toll. Keine Mahnung wurde beantwortet, geschweige berücksichtigt. Telephonierte man Brunobeier an, um ihm seine Verwunderung auszudrücken, erklärte Brunobeier mit unverständlicher Stimme am Fernsprecher, er sei nicht zu Hause. Schickte man ihm einen Boten zum Anlaß, so erzählte der bei seiner Rückkehr, Brunobeier sei der reizendste Mensch; den könne man nicht mahnen. Er, der Bote, habe ihm noch weitere zehn Mark geborgt. Ging man aber selber in Brunobeiers Wohnung, so konnte man läuten, so oft man wollte, es wurde einfach nicht aufgemacht. Beim Weggehen trachte ein Doppelfenster neben einem zu Boden, oder man stürzte über eine heimtückische Stange, die unterirdisch aus einem Kellerloch ragte, oder es fiel einem ein wohlgezierter Biegel auf den Kopf.

Lernet Lennemann wußte, daß Brunobeier zahlen konnte. Er wußte auch, daß Brunobeier nur nicht zahlen wollte. Darüber zerbrach Lennemann, und es setzte sich in ihm die fixe Idee fest, Brunobeier müsse zahlen. Und er beschloß, Ansehen, Ehre, Familie dafür zu opfern.

Lernet Lennemann lernte singen. Von einem Tag zum andern. Seine Außenstände kümmerten ihn nicht mehr, Brunobeier schien vergessen. Lennemann sang nur noch. Er sang lerids, er sang atonal. Er sang am Morgen, und er sang in der Nacht. Jeden Tag. Zwei Monate lang. Endlich konnte Lennemann singen. Er trat dem Männergesangsverein „Die Organer“ bei.

„Die Organer“ sangen eine Woche später gegen neun Uhr im Radio der Stadt.

Lennemann wirkte mit. Bläß stand er an jenem Abend im Studio. Das Notenblatt, das er hielt, zitterte leicht. Lennemann dachte an Brunobeier. Er wußte, daß jener um diese Stunde daheim am Lautsprecher saß, durch einen geheimnisvollen Brief auf dieses Konzert aufmerksam gemacht. Die rote Lampe glühte. Der Dirigent hob den Taktstock.

Da geschah es: Lennemann war mit einem Sprung beim Mikrophon. Heiße Wut zitterte in seiner Stimme. Er schrie: „Hier ist Lennemann. Wollen Sie nun endlich zahlen, Brunobeier, oder wollen Sie noch nicht zahlen? Wenn Sie zahlen, ist es gut. Aber wenn Sie nicht zahlen, wenn Sie immer noch nicht zahlen, dann erzähle ich das nächste Mal im Radio der ganzen Stadt etwas über Sie — Sie werden sich schon denken können, was ich meine —, dann erfahren alle Leute...“

Lernet Lennemanns Erfolg war großartig.

Am nächsten Morgen bekamen siebenundzwanzig Lennemanns von siebenundzwanzig Brunobeiers ihr Geld. Nur Lernet Lennemann bekam sein Geld nicht. Denn sein Brunobeier hatte an diesem Abend um sieben Uhr sein Radio verkauft und gegen eine Sprechmaschine eingetauscht.

Dichter-Anekdoten.

Der zerstreute Lessing.

Lessing befahl einen Bedienten, dessen Treue man ihm verdächtigte. Lange Zeit war Lessing ohne Argwohn, bis er sich endlich doch entschloß, den Menschen auf die Probe zu stellen. Er erzählte seinem Freunde, er habe auf dem Tisch Geld liegen lassen, um nachzuprüfen, ob der Verdacht begründet sei. „Haben Sie das Geld aber auch gezählt?“, fragte der Freund, der Lessings Zerstreutheit kannte. Lessing sah ihn betroffen an, er hatte wahrhaftig vergessen, das Geld abzuführen.

Der Autor Jean Paul.

Jean Paul kam einst auf einer Reise an das Tor einer kleinen Stadt. Der Korporal der Torwache fragte ihn nach seinem Namen. „Ich heiße Richter!“, „Ihr Stand?“, „Ich bin Autor.“ „Autor?“, fragte der Korporal, „was heißt denn das? was verstehe ich darunter?“, „Nun, das heißt, ich mache Bücher“, erwiderte Jean Paul. Der Korporal schmunzelte. „Ja so, das ist mir verständlich, heutzutage gibt man sich allerlei fremde, unbekannte Titel. Hier zu Lande nennt man einen Mann, der Bücher macht, Buchbinder.“

Der reumütige Dichter.

Der schwedische Dichter Karl Bellmann stand bei seinem König Gustav III. in besonderer Gunst. Der geniale Dichter, der gleichzeitig ein äußerst tüchtiger Geschäftsmann war, wurde stets in unmittelbarer Nähe des Königs beschäftigt. Durch seine Absonderlichkeiten hatte Bellmann jedoch einst seine Gunst verscherzt und durfte die königlichen Gemächer nicht mehr betreten. Dennoch arbeitete er weiter für den König und zwar in seiner eigenen Wohnung. Bellmann, der seine Sünden bereits bereute und gern seine Stellung beim König wiedererlangt hätte, beschloß nun eine List, die alles wieder gut machen sollte. Durch Bediente hatte er in Erfahrung gebracht, wann der König das nächste Mal bei seiner Wohnung, die im Erdgeschoss lag, vorbeigehen würde. Als der König nun auch wirklich zur bestimmten Stunde an dem Haus vorüberkam, erstaunte er nicht wenig über das seltsame Bild, das sich ihm darbot. Vor dem Fenster der Bellmannschen Wohnung war eine Leiter aufgestellt, auf der ein Barbier stand und den Dichter, der seinen Kopf zum Fenster hinausstreckte, rasierte. „Was bedeutet das, Bellmann?“, rief der König seinem Hofdichter zu. „Mein Barbier ist in Ungnade gefallen, Ew. Majestät!“, erwiderte Bellmann. „Er darf meine Schwelle nicht mehr betreten; ich kann aber ohne den Kerl nicht fertig werden!“ — Der König, der diese Anspielung verstand, mußte lachen und der Dichter gelangte durch seine List wieder in seine Gunst.

Dumas Vorfahren.

Der französische Romanschriftsteller Alexander Dumas, der mit seinem brünetten Gesicht und dem schwarzen Kraushaar, die afrikanische Abkunft seines Vaters, des tapferen Revolutionsgenerals Dumas, nicht verleugnete, wurde einst von einem Neugierigen gefragt, welcher Rasse sein Vater angehört habe. „Mein Vater war Creole“, antwortete Dumas. „Und Ihr Großvater?“, „Neger.“ „Und Ihr Urgroßvater?“, „Affe!“ „Oh, das ist stark!“, sagte der Frager beleidigt. Er wurde seitdem überall gehänselt: „Haben Sie nicht Alexander Dumas Urgroßvater gekannt?“

Die sachverständige Haushälterin.

Molière hatte sich zum Grundsatz gemacht, alle seine Stücke vor ihrer Aufführung seiner alten Haushälterin vorzulesen. Behielt die alte Frau bei den Stellen, die auf die Erheiterung des Publikums abzielten, ihr ernstes Gesicht, anstatt zu lächeln, so strich der Dichter die betreffende Stelle weg; denn er war überzeugt, daß sie auch bei der Aufführung auf das Publikum ohne die beabsichtigte Wirkung bleiben würde. Eines Tages reizte es Molière die Zuverlässigkeit seiner Haushälterin zu prüfen. Er las ihr das Schauspiel eines anderen Dichters vor, der ihm sein Werk zur Begutachtung überreicht hatte. Kaum hatte die gute Alte ein Weischen aufmerksam zugehört, als sie energisch den Kopf schüttelte und sagte: „Hören Sie auf! Mich werden Sie nicht betrügen! Dies Stück ist nicht von Ihnen, solche schlechten Verse haben Sie in Ihrem ganzen Leben nicht gemacht.“